

## »Veraltet ist stets nur, was mißlang.«

Vom Feminismus zur Quote im »Gender Mainstreaming«. Ein Colloquium über Frauen in der Wissenschaft

*Von Sabine Lueken*

»Durch den Raum weht ein Hauch von Geschichte, und ich bin ein Teil davon«, verkündete Helga Nowotny, ehemalige Professorin der ETH Zürich.

Sie war nicht die einzige der an diesem 12. Februar ins »Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung« (ZIFG) gekommenen Frauen, die zu denjenigen gehörten, die in den 70er Jahren gegen männliche Vorherrschaft in Wissenschaft und Gesellschaft aufgebrochen waren. Professor Karin Hausen, eine der international bedeutenden Begründerinnen der historischen Frauenforschung, seit 1978 Professorin für Wirtschaftsgeschichte, seit 1995 für Frauen- und Geschlechterforschung an der TU Berlin, leitete an diesem 12. Februar die letzte Sitzung des Winter-Forschungscolloquiums. »Wissenschaftsforschung als Geschlechterforschung« in dem von ihr gegründeten Zentrum.

Hausen referierte einige historische Etappen auf dem Weg zur Frauen- und Geschlechterforschung:

1. Einen Sammelband, den sie 1986 mit Helga Nowotny zusammen editierte und die vorausgegangene Tagung »Wie männlich ist die Wissenschaft«. Frauen aus den unterschiedlichsten Fachdisziplinen untersuchten die Wissenschaften auf ihre »Männlichkeit«.
2. Die erste Berliner Sommeruniversität für Frauen im Juli 1976. Eine Gruppe von Dozentinnen hatte in der Rostlaube der Freien Universität Berlin eine Veranstaltung zum Thema »Frauen und Wissenschaft« organisiert. Eine Woche lang diskutierten sie über Themen wie Sozialisation, Frauen im Strafvollzug, die Situation der Hausfrauenarbeit etc. Allen gemeinsam war, daß sie der männlich geprägten Welt, sowohl im Beruf als auch in der Universität, etwas entgegensetzten wollten. Eines der denkwürdigen Referate, die dort – von Gisela Bock und Barbara Duden – gehalten wurden, hieß: »Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus«. Bisher war innerhalb der linken Bewegung die gesellschaftliche Relevanz von Frauenarbeit in Haushalt und Beziehung kaum beachtet worden. Sie wurde einfach als Naturressource betrachtet. Diese Veranstaltung wurde damals von der Berliner Frauenzeitschrift COURAGE dokumentiert, die radikaler und früher als die EMMA. fast 10 Jahre lang feministische Ideen, Diskussionen, Standpunkte, Fragen und Projekte propagierte.

3. Noch einige Jahre zurück zu einer anderen Veranstaltung in der FUB: Margherita von Brentano, Philosophin, spätere Vizepräsidentin, stellte auf den Universitätstagen 1963 die Unterrepräsentation von Frauen an der Hochschule in einen breiten gesellschaftlichen Kontext: »Das Problem der Frauen ist kein universitätsspezifisches. Es ist unlösbar vom Gesamtproblem des Selbstverständnisses und des Verhaltens von Frauen und Männern in einer Gesellschaft, in der das Verhältnis der Geschlechter von altersher und immer noch ein Verhältnis der Herrschaft und Unterdrückung ist.« In dieser Frage gebe es keine Neutralität, so sagte sie. Und weiter: »Die Erbinnen und Enkelinnen der Emanzipation fühlen sich nicht mehr betroffen, halten sie für veraltet.« Aber, so schloß sie mit den Worten Adornos: »Veraltet ist stets nur, was mißlang.«

Heute gibt es wohl niemanden mehr, der ernsthaft die Geschlechterneutralität für Wissenschaft und Gesellschaft behauptet. Es gibt Akzeptanz, weniger Rückbezug auf die Biologie und weniger diskriminierende Redeweisen. Aber Karin Hausen bleibt skeptisch: »Was ist damit gewonnen, wenn nun gebetsmühlenartig überall die Kategorie Geschlecht und ihre Bedeutsamkeit im Munde geführt wird, aber ohne eine Vorstellung davon, was das heißt und warum das wichtig ist?« Zudem scheine die in den neunziger Jahren aus der Frauenforschung hervorgegangene Geschlechterforschung nur wenigen Männern aufzufallen. Immer noch wird »Geschlecht« als Sonderkategorie, als das »andere« betrachtet, während Männer ihre Sichtweise als »universell« betrachten. Auch die Ansicht, daß feministisch männerfeindlich hieße, ist noch verbreitet. Und wer sich »nur« mit Frauen beschäftigt, beschäftige sich womöglich mit einer Randproblematik. Ein vermeintlicher Luxus, der – in Zeiten der Knappheit – womöglich an den Universitäten nicht mehr finanziert werden wird.

Wissenschaftsforscherin Helga Nowotny ist optimistischer. Durch den Druck der Politik auf EU-Ebene habe sich einiges zum Vorteil von Frauen getan. Das Zauberwort heißt »gender mainstreaming«: Es wird gezählt, gemessen, verglichen und bewertet. Alles mit dem Zweck, Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, die zahlenmäßige Gleichstellung der Frauen in den verschiedensten Lebensbereichen herzustellen. Warum sind in Deutschland nur 10 Prozent Frauen in der Industrieforschung beschäftigt (EU Durchschnitt 15 Prozent) ? Warum gibt es in Spanien 16 Prozent Erfinderinnen, in Deutschland nur 4,5 Prozent? Solche Fragen werden gestellt; das ist der Vorteil von gender mainstreaming, so Nowotny. Da die EU als supranationale Struktur einem Druck zur Legitimation unterliegt, zudem gegenüber Japan und den USA ökonomisch aufholen muß, gibt es sowieso handfeste ökonomische Gründe, Frauen zu fördern. »Wir haben zu wenig Menschen in der Forschung«, sagte Nowotny. Nun könnte man auch Inder holen, aber das wird gesellschaftlich nicht akzeptiert. Unter diesem Aspekt werden Strategien gebraucht, die Frauen dazu bringen, in qualifizierte Berufe in Wissenschaft und Forschung zu gehen und dort auch zu bleiben.

Auf der institutionellen Ebene zeigten Untersuchungen von US-amerikanischen und schwedischen etablierten Naturwissenschaftlerinnen, daß Frauen systematisch benachteiligt wurden, sowohl, was die Ausstattung mit Forschungsgeldern und Räumen, als auch, was die Förderung von Forschungsanträgen durch bestehende Netzwerke und Begutachtungsgremien betrifft. In diesem Jahr gibt es erstmals mehr Studentinnen als Studenten, berichtete Karin Hausen, aber in der Lehre gibt es immer noch deutlich mehr Männer als Frauen. Zum Beispiel im Ethikrat. Dort sind 25 Männer und immerhin acht Frauen, in der Rürup-Kommission 26 Männer und acht Frauen, aber in der Hartz-Kommission zehn Männer und nur eine Frau. Ein weiteres Beispiel: Bei der Deutschen

Forschungsgesellschaft gab es im Zeitraum 1993 bis 1999 67 Forschungsanträge im Fach Soziologie, pro Kopf gleich viele von Frauen und Männer, aber bewilligt wurden deutlich weniger Anträge von Frauen. Wenn man sich wissenschaftliche Sammelbände anschaut, so gibt es immer auch eine Alibi-Autorin – für das Frauenthema, möglichst aus dem Osten. Nun sind Zahlen nicht alles, und Menschen keine Merkmalsträger, wandte Barbara Duden ein, Körperhistorikerin und mittlerweile Starprofessorin in Hannover. Aber, so Karin Hausen, Zahlen sind seit Beginn des statistischen Zeitalters sehr wichtige Argumente. Sie fände es zum Beispiel wirklich gut, wenn in der Kunstgeschichte 50 Prozent der Studierenden Männer wären – und 50 Prozent der Lehrenden Frauen.